In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 103. Posen, den 5. Mai 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

9. Fortsetzung.

Vier Tage nach seinem Erlebnis in der San Lorenzokirche kam Don José in einem Café der Calle de las Sierpes mit geheimnisvoller Miene auf ihn zu.

„Juanillo, du bist wirklich ein Glückskind! Weißt du, wer sich nach dir erkundigte?"

Und seinen Mund dem Ohr des Espadas nähernd, flüsterte er:

„Donja Sol! Ich soll dich ihr vorstellen. Sie hat dich in Madrid auftreten sehen und lobte deine Bravour. Caramba, vielleicht wirst du jetzt Schwager, oder so etwas ähnliches, der gekrönten Häupter Europas."

Gallardo lächelte bescheiden, doch der Ausdruck seiner Augen verriet, daß ihm die Anspielung seines Bevollmächtigten gar nicht so erstaunlich vorkam.

„Nein, nein, Juanillo!" mahnte Don José. „Mach dir lieber keine Illusionen. Ob Donja Sol Gitarre mit Lechuzo klimpert oder jetzt einen Torero kennen lernen will — Launen, weiter nichts! Sie sucht Lokalkolorit. „Bringen Sie ihn übermorgen mit nach Tablada, wo mein Onkel seine Stiere auf die Probe stellen will," befahl sie mir!"

Zwei Tage später blieben die Leute im Feriaviertel stehen, um den beiden Reitern nachzusehen.

Don José, in gewöhnlichem Reitanzug auf einer weißen Stute von mächtigem Knochenbau, hatte als Schutz für seine Beine nur die Zajones, die ledernen Ueberhosen, angelegt. Der Espada aber prunkte in der kleidsamen Tracht der alten Toreros. Auf dem Kopf trug er den breiten, unter dem Kinn mit einem Sturmband befestigten Calaneserhut aus Samt. Der weiche Kragen wurde durch eine Brillantnadel mit dem Hemd zusammengehalten, auf dem an Stelle der Krawatte zwei große Diamanten blitzten. Das Jäckchen und die unten mit einer rotseidenen Binde umgürtete Weste aus weinfarbenem Samt wiesen schwarze Verschnürungen auf. Enganliegende Reithosen zeigten die schönen, muskulösen Beine des Matadors, die vom Knie ab in gelben, fransenbesetzten Gamaschen steckten. An den Schnürschuhen von gleicher Farbe, zur Hälfte in den arabischen Steigbügeln verborgen, saßen riesige, silberne Radsporen. Und vom Sattelbaum wehte eine prächtige, in Jerez gewebte Decke, auf der ein grauer Ueberwurf mit rotem Futter lag.

Ueber der Schulter ihre Garrocha — die hölzerne Lanze, deren Widerhaken ein Ball schützte — trabten sie durch die engen Gassen mit dem bläulichen Pflaster und den weißen Häuserreihen, die von dem rhythmischen Hufschlag widerhallten.

„Olé die schmucken Reiter! Viel Vergnügen, Senjores!"

Männer riefen, Frauen winkten mit den Taschentüchern, bis sie in die stille, vornehme Straße mit den schmiedeeisernen Gittern und mächtigen Erkern einbogen, in der Donja Sol wohnte. Vor ihrem Hause hielt eine Gruppe von Senjoritos, die Lanzen zu Boden gesenkt.

Der Marquis von Moraima kam aus dem Patio und stieg zu Pferde.

„Das Mädel sagt, es würde sofort erscheinen. Aber Sie wissen wohl selbst, wieviel Zeit Frauen zum Ankleiden gebrauchen!"

Stets sprach er mit einem Ernst, als verkündete er ein Orakel. Dieser knochige Alte, zwischen dessen weißem Backenbart Augen und Mund ganz jung geblieben waren, gehörte einer anderen Epoche an. Zuvorkommend und selten lächelnd, Grandseigneur in jeder Geste, jedoch ein Feind aller gesellschaftlichen Verpflichtungen, zog er es vor, mit seinen Gauchos die riesigen Herden abzureiten. Aus Mangel an Uebung hatte er beinahe verlernt zu schreiben, aber sobald die Rede auf Stiere oder Pferde kam, wurde der wortkarge Marquis, der größte Züchter des Landes, gesprächig.

Eine Wolke schob sich vor die Sonne und der goldene Teppich auf der weißen Straße verschwand. Aengstlich blickten die Herren zum Himmel.

„Keine Sorge," beruhigte der Alte. „Ich kenne die Windrichtung. Es wird nicht regnen."

Und alles nickt überzeugt. Der Marquis von Moraima wußte besser als ein ergrauter Schäfer mit dem Wetter Bescheid.

„Ich habe in diesem Jahre prächtige Stiere für dich," wandte er sich an den Espada. „Hoffentlich tötest du sie so, wie es gute Christen verdienen. Vergangenes Jahr ließest du zu wünschen übrig. Die braven Tiere waren etwas Besseres wert."

Jetzt schritt Donja Sol die Freitreppe herab, in der Linken das geraffte Reitkleid, unter dem die grauen Wildlederstiefel zum Vorschein kamen. Jackett und Hut waren von violettem Samt.

Ohne Hilfe saß sie auf und ließ sich von einem Diener ihre Garrocha reichen. Und während sie sich bei ihren Freunden noch wegen ihres Säumens entschuldigte, suchten ihre Augen schon den Torero. Don José trieb sein Pferd an, um vorzustellen, aber Donja Sol kam ihm zuvor.

Auf Gallardo zureitend, reichte sie ihm ihre Rechte. Der Matador war derartig verwirrt, daß er nur wortlos ihre rosigen Finger preßte. Einer anderen hätte der Druck dieser mächtigen Faust einen Schmerzensschrei entlockt — Donja Sol lächelte und befreite mit einer kleinen Bewegung mühelos ihre Hand.

„Es freut mich, daß Sie meiner Einladung gefolgt sind."

Und Gallardo, in dem Bemühen, etwas Passendes zu sagen, antwortete, wie er es im Verkehr mit seinen Bekannten gewohnt war:

„Danke sehr. Wie geht's der Familie?"

Ein diskretes Lachen Donja Sols wurde von dem Hufschlag der Pferde übertönt. Unter Führung des Marquis trabte die Reiterschar los. Gallardo ritt als letzter, mit einem dunklen Gefühl, Unsinn geschwatzt zu haben.

Außerhalb Sevillas ging es im Galopp am Flußufer entlang, vorbei am goldenen Turm, dann über schattige, von Landhäusern und Tavernen umsäumte

Wege bis zur Gutsgrenze von Tablada. Schon konnte man in der Ferne die Einzäunungen und vor den Zugängen ein schwarzes Gewimmel von Menschen und Wagen unterscheiden.

Endlos, bis zum Horizont, erstreckten sich die üppigen Weiden zu beiden Seiten des Guadalquivir, auf dessen gegenüberliegendem Ufer die von einer Burgruine gekrönte Höhe San Juan de Aznalfarache steil emporstieg. Aus den Olivenpflanzungen, die wie silbergraue Flecke auf dieser grünen Ebene verstreut waren, leuchteten weiße Bauernhütten, und rückwärts hob sich vom blauen Himmel das Häusermeer Sevillas mit der dunklen imposanten Masse der Kathedrale, neben ihr das zarte Rosa der Giralda, des wunderbaren Turms der früheren Moschee.

Donja Sols kecke Absicht, selbst die Garrocha zu führen, hatte alle Damen Sevillas hierher gelockt. „Um Gotteswillen, Sol, nimm dich in acht! Sei nicht zu vorwitzig!" ermahnten sie ihre Kusinen.

Als erster ritt der Marquis, von einem seiner Freunde begleitet, auf die Herde los. Nahe bei den Tieren machten sie Halt, hoben sich unter lautem Geschrei in den Steigbügeln und schwenkten die Lanzen, bis ein schwarzer Stier sich von der Herde trennte.

Mit Recht durfte der Marquis auf seine Zucht stolz sein. Hier gab es keine für Fleischproduktion bestimmte, kopfhängerische Stiere mit schmutzigem, runzligem Fell und plumpen Hufen — nur kurzbeinige, nervöse Tiere mit dem blanken Fell der Luxuspferde, feurigen Augen und breitem, stolzem Hals; Tiere, stark und massiv, daß der Boden unter ihrem Galopp erzitterte. Wie von Künstlerhand gearbeitet erschienen die feinen, spitzen Hörner, und der kleine, runde Huf war hart wie Stahl.

Die beiden Reiter galoppierten rechts und links neben ihrem Stier her, bis der Marquis ihn überholte, schräg von vorn kam und ihm den Widerhaken der Garrocha in den Schwanz stieß. Pferd und Reiter stemmten sich an und durch den gewaltigen Ruck aus dem Gleichgewicht geworfen, rollte der Stier, den Bauch nach oben, ins Gras.

„Olé die Alten!" applaudierten die Zuschauer, denen die Gewandtheit, mit der er seinen Toro umgerissen hatte, imponierte. Andere Reiter drängten ihre Pferde ungeduldig vor, doch der Marquis hielt es für geraten, erst seine Nichte ihr Glück versuchen zu lassen, bevor die ganze Herde wild wurde.

Donja Sol, Gallardo an ihre Seite winkend, setzte sich in Galopp. Ihr an Stiere nicht gewohntes Pferd stieg, keilte aus, dennoch brachte es die feste Hand der Reiterin bis vor die Toros. Es kostete den Matador, der die Tiere mit dem Kampfruf der Arena reizte, keine große Mühe, eins abzusondern. Ein weißer, gelbgefleckter Stier mit mächtigem Nacken nahm die Herausforderung an.

„Aufgepaßt, Seniora!" schrie Gallardo. „Das ist ein alter Toro, der Bescheid weiß. Der macht Front."

So kam es auch. Als Donja Sol schräg von vorn anbrauste, um mit der Garrocha zuzustechen, warf der Stier sich herum. Das Pferd, dessen wilde Fahrt sie nicht hemmen konnte, flog vor den Hörnern vorbei — der Stier, aus Verfolgtem zum Verfolger geworden, sofort hinter ihm her.

Doch die Dame dachte nicht an Flucht. Den Gaul auf der Hinterhand drehend, stieß sie wie ein Piccador dem anstürmenden Toro ihre Garrocha in den Nacken. Der enorme Hals färbte sich rot, aber die Bestie tobte mit gesenktem Kopf weiter, nahm das Pferd auf ihre Hörner und warf es um.

Ein Riesenangstschrei der Menge! Donja Sol flog aus dem Sattel. Ihr Tier sprang auf und raste mit blutigem Bauch und zerrissenen Gurten davon.

Der Toro wollte ihm nach, stutzte jedoch plötzlich über etwas in seiner Nähe. Statt unbeweglich liegen zu bleiben, war Dona Sol aufgestanden. Ihre Garrocha gefällt, erwartete sie den Stier von neuem. Ein wahnwitziges Beginnen! Ein irrsinniger Stolz, der sie trieb, lieber den Tod herauszufordern, als vor den Augen Hunderter von Zuschauern Furcht zu bekennen.

Die Menge erstarrte. Man hörte nur den rasenden Galopp der Reiter, die zu Hilfe eilten. Zu spät! Schon warf der Stier mit den Vorderhufen die Erde auf und senkte die Hörner zum Angriff. In demselben Augenblick leuchtete etwas Rotes wie eine Flamme vor seinen Augen auf.

Es war Gallardo, der sich von seinem Pferd geworfen hatte und dem Stier das grelle Futter seines Rockes zeigte.

„Eeeh! . . . Komm heran! Eeeh! . . ."

Der Toro ließ von der schlanken Gestalt im Reitkleid ab, um sich gegen den neuen Feind zu wenden.

„Keine Angst mehr, Seniora!" rief der Espada lächelnd, doch noch blaß vor Erregung. „Den habe ich in der Hand!"

Weiter und weiter fort lockte er den Stier, der, wie wütend er auch angriff, stets nur auf das rote Tuch stieß.

Die Zuschauer vergaßen den ausgestandenen Schrecken und verfolgten voll Spannung das großartige Spiel des Matadors. Das hieß Glück haben, umsonst den Gallardo auftreten zu sehen!

In seinem Rücken ertönten jetzt Zurufe, läuteten die Glocken einer zahmen Herde, die, von berittenen Hirten geführt, allmählich den Toro umringte und schließlich langsam mit sich fortzog.

Gallardo bestieg sein Pferd, das folgsam auf demselben Fleck stehengeblieben war, um in kurzem Galopp zum Eingang zurückzukehren.

In dem Landauer des Marquis saß Donja Sol, trank ein Glas Manzanilla und wehrte ihren Kusinen, die ihren Körper befühlen wollten.

„Kommen Sie her, mein Ritter! Ihre Hand!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Zauberkünstler Carlo Bellachini.

Zum 100. Geburtstage (5. Mai 1828).

Von Prof. Dr. C. Fries.

Der große Zauberkünstler Bellachini war in unserer Jugend ein notwendiger Bestandteil des öffentlichen Lebens, und noch heute gehört die Vertrautheit mit seinem Namen zu den Selbstverständlichkeiten. Wo einst sein Zauberstab waltete, überkamen dem jugendlichen Betrachter die Schauer einer ungekannten Dimension, einer überlegenen Geheimwelt, die mit Wundern und Zeichen redete. Eigentlich hieß der Schwarzkünstler Karl Berlach und stammte aus Ligossa in Polen, wo er heute vor 100 Jahren das Licht dieser Welt erblickt hatte. Seit seinem 15. Lebensjahre hat er sich, wie Dr. Faust, der Magie ergeben, wenn auch aus minder tragischen Anlässen heraus. Die schwarze Kunst war ihm heiteres Lebenselement, nicht Ausfallstor der Verzweiflung. Der alte Kaiser Wilhelm I. war ein Verehrer Bellachinis. Er wurde besonders in Ems vielfach zu Soiren eingeladen. Im Februar 1864 war wieder einmal ein solcher Besuch vereinbart worden. Mit einiger Erregung erschien der Maestero im Berliner Schloß. Der König war sehr leutselig und fragte, ob Bellachini wirklich so Ungewöhnliches in der schwarzen Kunst leiste. Er erwiderte, bei aller Bescheidenheit dürfe er wohl sagen, daß die ihm gehorsamen Geister über gar viele Dinge unbegrenzte Macht hätten, sogar über Seiner Majestät Papier, Tinte und Feder. Denn wenn Majestät die Gnade haben wolle, eine Probe seiner Kunst zu befehlen, so behaupte er kühn, daß der König ohne seinen Willen nicht schreiben könne. Der am Schreibtisch sitzende König war sehr verwundert. Belustigt und erwartungsvoll griff er zur Feder, aber siehe da, nicht ein Strich wurde auf dem Papier sichtbar. Darauf der Zauberer: „Wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollen, zu schreiben: ‚Bellachini ist mein Hofkünstler', so wird das ohne Schwierigkeit geschehen können." Der König schrieb, und richtig, die vier Worte standen fest und gerade auf dem Papier. Der König freute sich sehr und meinte: „Da Ihre Ernennung jetzt schwarz auf weiß existiert, so bleibt es auch dabei." Bellachini bewahrte dieses Blatt als seinen teuersten Schatz bis an sein Lebensende. Der König schenkte ihm später noch zwei kostbare Brillantringe, zu denen sich Rubin- und Saphirringe des Zaren Alexander II. von Rußland gesellten. Genaueres ist in der von seinem Impresario Theodor von Glaser verfaßten Biographie darüber nachzulesen. Der Name Bellachini ist übrigens später von mehreren Unberufenen geführt worden, die mit dem Maestro keineswegs verwandt waren. Sie legten sich einfach den Namen bei und benutzten ihn als Aushängeschild. Bellachini hatte nur einen Sohn. Dieser studierte Medizin, fiel aber im Duell. Das hatte der Vater nicht lange überlebt. Als er am 25. Jaunar 1885 zu Parchim in Mecklenburg auftreten sollte, brach er in den Armen seines Assistenten zusammen. Dieser trat später selbst als

Joachim Bellachini mit großem Erfolg als Zauberkünstler (besser: „Zauberlehrling") auf. Dem Meister selbst wurde zu seinem 25jährigen Künstlerjubiläum ein Gedicht gewidmet, an dessen Schluß es heißt: Gott schaffte ein neues Wunder, um die Menschen zu erfreuen.

„Und mitleidsvoll auf die Gequälten seiner Erde
Sandt' Gott den Blick, rief: Bellachini werde!"

Gewiß ist Bellachini kein Künstler gewesen; man wird ihn höchstens den Artisten zurechnen, denn all sein Wirken beruhte auf geschickter Handfertigkeit. Aber auf seinem Gebiet hat er eben Bedeutendes geleistet, und sein Name klang durch unsere Jugend mit magischem Glanz. Er selbst gab sich immer nur als Salonzauberer und unterschied sich dadurch zu seinem Vorteil von allerlei okkultem Unfug, der durch unsere heutige Gesellschaft geistert und manchen klaren Kopf in Mitleidenschaft gezogen hat. Bellachinis Kunst bestand aus Geschicklichkeit, harmloser List, psychologischer Beobachtung, und war eine heitere, lustige, keineswegs schwarze Kunst, und es wäre geradezu zu wünschen, daß diese harmlose, wirklich unterhaltende Salonzauberei wieder in Schwung käme. Aber dafür ist man heute eben nicht mehr harmlos genug.

Kleine Frechheiten.

Lustige Anekdoten.

Die geduldige Verkäuferin brachte den achtzehnten Hut, ohne daß sich das Ehepaar entschließen konnte, einen zu kaufen. „Nein," meinte der zärtliche Gatte, „der paßt dir nicht, mein Engel." — Auch der neunzehnte hatte keinen Erfolg. Der Mann meinte: „Der ist zu wenig elegant für dich, mein Engel." — Da sagte die Verkäuferin, die es aufgegeben hatte, diesen Leuten etwas zu verkaufen: „Ich fürchte, Sie werden keinen passenden Hut bei uns finden. Heiligenscheine führen wir nämlich nicht."

*

Pfannestiel hatte sich eine Zigarre gekauft, die ihm Uebelkeit verursachte. Erbost ging er zu dem Zigarrenhändler und sagte: „Die Zigarre, die Sie mir da verkauft haben, ist unter aller Kritik!" „Bester Herr Pfannestiel," antwortete der Händler, bedenken Sie, Sie haben bloß eine davon, ich Bedauernwerter aber habe Tausende!"

*

Nurkemeyer kaufte sich ein Buch „Wie baue ich einen Rundfunkapparat?" Am nächsten Tage erschien er erneut bei dem Buchhändler, diesmal sehr wütend, und sagte:

„Wie können Sie mir ein solches Mistbuch verkaufen! Aus dem Geschreibsel wird niemand klug! Der Mann weiß ja selber nichts!"

„Ja, mein lieber Herr," entgegnete der Buchhändler begütigend, „darum fragt er ja auch: Wie baue ich einen Rundfunkapparat?"

*

In der schlimmen Ersatzzeit des Weltkrieges wurde Herr Professor Hudemann von seiner Frau anläßlich des Schweineschlachtens beauftragt, aus der Stadt Papierdärme für die Wurst mitzubringen. Er ging denn auch in ein Geschäft — anscheinend kein einschlägiges — und fragte treuherzig: „Fräulein, haben Sie Papierdärme?"

Darauf erhielt er von der Verkäuferin die entrüstete Antwort:

„Ich nicht, aber vielleicht Sie!"

*

Das Mädchen der geizigen Frau Meyer kaufte ein: für fünf Pfennige Zimmt, für zehn Pfennige Zucker, für dreißig Pfennige Kaffee, vier Brötchen, einen Bismarckhering. Nachdem der Kaufmann alles zusammengesucht und eingepackt hatte, fragte er: „Geben Sie heute vielleicht einen Hausball?"

*

Frau Oellerking hatte ein Dutzend Orangen gekauft. Als sie zu Hause nachzählte, waren es nur elf. Spornstreichs begab sie sich in den Laden zurück und protestierte. „Ja, meine Gnädige," sagte der Fruchtverkäufer, „es hat alles seine Richtigkeit. Eine von den Zwölfen war schlecht, die habe ich gleich für Sie weggeworfen."!

*

„Als ich den Kanarienvogel bei Ihnen kaufte," sagte die Dame erzürnt, „da versicherten Sie mir, er sänge wie Caruso; bis jetzt aber hat er noch nicht einmal zu einem Pip den Mund geöffnet!" „Das stimmt," nickte der Händler, „Caruso öffnet den Mund auch nicht mehr."

*

Lehmann kaufte auf dem Jahrmarkt ein Spielzeug für seine kleine Tochter: vier hölzerne Hühner, die auf einem Brett sitzen und wie toll zu picken beginnen, sobald man an einer Schnur zieht. Gleich nach dem Bezahlen stellte Lehmann fest, daß nur drei Hühner picken, das vierte streikt. „Sie!" sagte er zu dem Verkäufer, hören Sie mal, das eine Huhn pickt ja garnicht!" Der Verkäufer antwortete mit stoischem Gleichmut: „So? Na, det wird schon genug haben. Es ist ja ooch schon halb sieben."

Das Werbelied der Vögel.

Das ungelöste Problem des Vogelgesangs.

Die Vögel singen wieder! Das Schweigen der Natur, die im Winterschlaf lag, ist gebrochen. Das Lied der Vögel ist erwacht und alles lauscht ihm voll Entzücken und neuem Hoffen. Aber die nachdenklichen Wissenschaftler, denen nie eine Tatsache genügt, die immer nach der Ursache suchen, und denen keine Antwort Befriedigung bringt, auf die sie nicht ein neues warum oder weshalb setzen, hören mit anderen Ohren das Lied der Vögel.

Warum singen die Vögel? So fragen sie in dem Augenblick, in dem wir alle kritiklos und freudig über das wiedererwachende Leben den Tönen der gefiederten Sänger lauschen. In der Tat. Warum singen die Vögel? Die allgemeine Anschauung ist wohl die, daß es sich bei dem Gesang der Vögel um ein Werbelied handelt, mit dem das Männchen das Weibchen zu erfreuen und anzulocken sucht. Und seltsamerweise ist diese, von der Wissenschaft ursprünglich als trivial angesehene Erklärung des Vogelgesanges heute gar nicht mehr als so unwahrscheinlich anerkannt. Zwar mit dem Werbelied allein ist es nichts. Die Ornithologen haben bei ihren Beobachtungen festgestellt, daß das Männchen sein Lied noch zu einer Zeit erschallen läßt, bei der eigentlich arbeiten wichtiger als singen wäre. Während das Weibchen das Nest baut, schmettert das nichtstuende Männchen ununterbrochen sein Liebeslied in die Luft. Es wäre sicher besser und zweckentsprechender, bei der Arbeit des Nestbaues mitzuhelfen und auch während der Brutzeit für die Ernährung des Weibchens und später der Jungen besser Sorge zu tragen. Warum singen also die Männchen? Es ist gut, offen zu gestehen, daß auch die klügsten Ornithologen bisher keine ausreichende Antwort auf die Frage haben. Nur in einem Punkte hat man bisher die allgemeine Volksanschauung bestätigen können. Man hat festgestellt, daß das Männchen nicht etwa ruhelos umherfliegt, um das Weibchen aufzusuchen und es mit seinem Liebeslied zu betören, sondern das es an einem ganz bestimmten Orte sich ständig aufhält und von hier aus sein Liebeslied ertönen läßt. Die Lockrufe erschallen weit hinaus und locken das Weibchen an, das also in diesem Falle das Männchen sucht und nicht umgekehrt. In dieser Hinsicht hat also der Gesang des Männchens die für die Fortpflanzung notwendige Aufgabe, dem Weibchen den Aufenthaltsort des Männchens anzukündigen. Das Lied ist gewissermaßen ein Ersatz für den den Vögeln meist fast ganz fehlenden Geruchssinn.

Aber völlig ist der Vogelgesang mit dieser Theorie nicht erklärlich, denn das Männchen singt bekanntlich auch bei vielen Vogelarten, nachdem das Weibchen brütend auf den Eiern sitzt. Außerdem enthält der Gesang der Vögel neben den eigentlichen Lockrufen noch eine Fülle von Ausschmückungen und Variationen, die für den eigentlichen Zweck nicht in Frage kommen.

So bleibt der Vogelgesang auch noch heute für uns ein ungelöstes Problem.

Weiße Damen und Konsorten.

Jedes Schloß, das etwas auf sich hält, hat seine weiße Dame oder einen ähnlich unruhigen Geist, der in kritischen Augenblicken erscheint. Manche dieser Geister- und Gespenstergeschichten haben etwas Prophetisches. Besonders interessant ist eine Vision, die König Karl XI. von Schweden hatte. Es war im Juli des Jahres 1696, als der König zu Stockholm erkrankte. Er wurde einigermaßen wieder hergestellt, doch die Krankheit trat im Februar des Jahres 1697 von neuem auf, und zwar so stark, daß der König das Bett hüten mußte. Sein Schlafzimmer im Stockholmer Schloß war so gelegen, daß es mit der einen Wand an den Reichssaal grenzte. Da der König sehr große Schmerzen hatte, lag er in den Nächten fast immer wach. In der Nacht vom 1. bis 2. April meinte er im Reichssaal ein lautes Geräusch zu hören. Er beauftragte seinen Stallmeister, der an seinem Bett die Wache hielt, in den Reichssaal zu gehen und sich umzusehen, wodurch der Lärm entstanden sei. Der Stallmeister ging, berichtete aber bei der Rückkehr, daß der Saal völlig leer gewesen sei. Der König hörte jedoch weiterhin Lärm. Um 10 Uhr endlich richtete er sich im Bett auf und erklärte, selber nachsehen zu wollen. Er ließ sich auch nicht zurückhalten, sondern stand auf und ließ sich in den Reichssaal führen. Als er auf der letzten Stufe der Treppe stand, die zum Saal führte, blieb er bestürzt stehen. Dann aber ging er langsam zu einer Bank, die dicht bei der Treppe stand, und setzte sich hier nieder, das Gesicht zum Thron zugekehrt. Plötzlich wandte er sich zu seiner Umgebung und fragte, ob sie alle nichts sähen. Sie verneinten es sämtlich. Da wandte sich der König wieder dem Thron zu und fragte mit lauter Stimme: „Wann wird das geschehen?" Mit ebenso lauter Stimme, so daß alle es hörten, wurde vom Thron her geantwortet: „In der Regierungszeit des fünften Regenten nach dir." Da wandte der König sich zu den Umstehenden und sagte: „Dankt Gott, daß Ihr das nicht erlebt!" — Nachdem er sich erholt hatte, berichtete er, daß er beim Betreten des Reichssaales auf dem Thron einen jungen Mann habe sitzen sehen, mit der Krone auf dem Kopf und einem Schwert in der rechten Hand. Um den Thron standen viele hohe Herren, die wie die Vornehmsten des Reiches aussahen. Vor dem Thron war ein rotes Tuch ausgebreitet, auf dem mehrere Hinrichtungsblöcke standen. Auf den Wink eines großen, dicken Mannes mußte einer nach dem andern der um den Thron stehenden Herren vortreten und seinen Kopf unter das Beil legen, worauf er von dem bereitstehenden Henker enthauptet wurde. Nur wenige waren noch übrig, als der König seine Frage stellte.

Nach diesem Ereignis lebte der König nur noch drei Tage. Er hatte das Blutbad von Stockholm vorausgesehen.

Von Schloß Rosenthal wird ebenfalls eine Geistergeschichte besonderer Art erzählt. Der Erbauer des Schlosses war ein strenger und harter Herr, namens Anders Bille. Er war mit einem Fräulein Anna Rosenkranz verlobt und soll nach ihr das Schloß genannt haben. Als sie eines Tages als Braut zum Schloß

gefahren kam, fand sie auf dem Schloßhof einen Bauern wie ein Tier an einem Pfahl gebunden. Auf ihre Frage, warum er hier angebunden sei, erwiderte Anders Bille, daß er zu spät zur Arbeit gekommen sei und bestraft werden müsse. Sie bat, den armen Mann freizulassen, aber Bille lehnte es hart ab. Da sagte Anna Rosenkranz: „Wenn der Braut eine so kleine Bitte nicht erfüllt wird, wie würde da das Schicksal der Ehefrau sein?“ und sie wendete ihren Wagen und ließ sich nie wieder auf Rosenthal sehen. Das Volk sagte schon zu Billes Lebzeiten, daß ein so strenger Herr keine Ruhe in seinem Grabe finden werde. Und diese Prophezeiung traf zu. Bille starb im Jahre 1633 und wurde in der benachbarten Kirche begraben. Jede Nacht um 12 Uhr aber kam er in einem prächtigen Wagen nach Rosenthal gefahren, fuhr vor der Freitreppe vor und schlich sich mit tappenden Schritten hinauf in sein einstiges Schlafzimmer. Wenn das Bett dort bereit stand, verlief alles in bester Ordnung, aber wenn man vergessen hatte, das Bett zu machen, erhob sich so ein entsetzlicher Lärm, daß kein Mensch im ganzen Schloß ein Auge zu tun konnte. Wenn man morgens das Schlafzimmer betrat, konnte man sehen, daß jemand in dem Bett gelegen hatte. Als dieser Spuk mehrere Jahre gedauert hatte, wurde es dem neuen Besitzer von Rosenthal zu bunt, und er wendete sich an einen frommen Priester, der sich eines Nachts in die Kirche begab. Um Mitternacht öffnete sich Billes Grab, eine große, unheimliche Gestalt entstieg ihm, der Priester begann Bibelsprüche zu lesen. Endlich warf er dem Gespenst die Bibel ins Gesicht, so daß es in das Grab zurücksank. Seitdem ließ Bille sich nur einmal im Jahre auf Schloß Rosenthal sehen.

In der Nähe von Upsala liegt das alte Nonnenkloster Marielund. Eine der frommen Schwestern verging sich schwer gegen die Gesetze des Klosters, da sie von sündiger Liebe zu einem schönen Jüngling erfaßt wurde. Zur Strafe wurde sie lebendig in eine Klosterzelle eingemauert. Seitdem spukt es in Marielund. Auf dem Boden huschen und tappen, sobald es dunkel wird, hastige Schritte, als ginge jemand in Verzweiflung auf und ab. Und ist einer so mutig, auf den Boden hinaufzusteigen, so kommt es vor, daß ihm die Nonne im langschleppenden weißen Nonnengewande erscheint.

Ein besonders unheimlicher Raum befindet sich im Schloß Ekenaes. Dort ist seit langen Zeiten im unteren Stock ein Raum zugemauert, und zwar erzählt die Sage, das sei geschehen, nachdem eine furchtbare Seuche auf dem Schloß geherrscht habe, man sei der Meinung gewesen, daß dieser Raum voll Ansteckungsstoff sei. Auch meldet die Sage, daß ein großes Unglück das Schloß treffen werde, wenn dieser Raum geöffnet würde. Dennoch ließ man zu Beginn des 18. Jahrhunderts den Raum öffnen. Unmittelbar darauf erkrankte die junge Tochter des Besitzers an Typhus und starb nach wenigen Tagen. Da ließ man das Zimmer von neuem zumauern. Es ist seitdem nicht wieder geöffnet worden, sondern bewahrt sein Geheimnis durch die Jahrhunderte.

Zur Psychologie des Lausbuben.

Von **Ernst Schneider**, Riga.

Im Verlauf einer psychoanalytischen Behandlung beginnt ein 30jähriger Analysand eines Tages Träume zu erzählen, aus denen klar hervorgeht, daß er den Analytiker zur Zielscheibe von allerlei Lausbubenstreichen erkoren hat. Das Material zu diesen Träumen entstammte den Tageserlebnissen und verschiedenen Vorgängen, die sich in der Schulzeit abspielten. Es stellte sich dann heraus, daß der Analysand mich, den Analytiker, in die Reihe jener Lehrer stellte, denen gegenüber es ihm ein besonderes Vergnügen bereitete, wenn er sie irgendwie frozzeln konnte. Er war als Schulbube immer dabei, wenn es galt, was auszuhecken, um bestimmte Lehrer „hineinzulegen“ und sich dann über ihre Dummheit lustig machen zu können. Nachdem dem Analysanden klar geworden war, daß seine Träume sogenannte Uebertragungsträume sind, daß er also in der analytischen Situation eine Wiederholung früherer Erlebnisse anstrebte, da tauchten p[illegible]he Erinnerungen aus der Kindheit auf. Damals war die Situation eine umgekehrte: Er war der von seinen Eltern, besonders von seinem Vater Gehänselte. Bei verschiedenen Anlässen lachte man ihn als einen „dummen Jungen“ aus. Etwa, wenn er das Bettchen näßte, oder seine Kleider unrein waren, oder wenn ihm irgendetwas mißglückte. Gelegentlich leisteten sich die Eltern den Spaß, ihn zu etwas zu ermuntern, um ihn dann auszulachen, wenn er scheiterte. Unter anderem wurde unter starkem Affekt folgender Vorfall erinnert: Er wünschte sich einmal ein unmögliches Spielzeug. Das wurde ihm zu seinem Geburtstage, ein halbes Jahr später, versprochen. Der Vater schrieb einen Brief an den Fabrikanten in der Stadt. Den Brief warf der Knabe selbst in den Postkasten. Das Geld wurde durch Zahlkarte überwiesen. Nun wartete der Knabe Tag um Tag auf das große Ereignis, entfernte jeden Tag ein Blatt des Abreißkalenders und freute sich dabei, daß das Geburtstagsblatt um eins weniger bedeckt war. Nun war der ersehnte Tag da! Was geschah? Der Knabe wurde ausgelacht: Siehst du, was du für ein dummer Junge bist!

Die Erziehung im Elternhaus war darauf bedacht, alles Kindliche, so auch das Spiel, zu unterdrücken und den Knaben als kleinen Erwachsenen zu behandeln, der möglichst früh lesen lernen und den Schulstoff bewältigen sollte. Seine Ansprüche als Kind verwirklichte er dann in der Phantasie. Da ließ er der Allmacht der Gedanken weiten Raum und verwendete sie als Spielzeuge. Auf die Kränkungen durch das Hänseln des Vaters reagierte er mit Vergeltungsphantasien, in denen er diesen in der Rolle des dummen Jungen sah. Im täglichen Leben war er das brave Kind, und zwar so lange, bis er das Elternhaus verließ und in der Stadt das Gymnasium bezog. Bald war er der Lausbube und Anführer in allen Streichen, wenn es galt, die Lehrer an der Nase herumzuführen. Die Eltern waren entsetzt und schrieben selbstverständlich diese Veränderung den schlechten Einflüssen der Mitschüler zu. Wir können aber deutlich erkennen, daß die Schulstreiche eine Verwirklichung der auf die Eltern gerichteten Rachephantasien bedeuteten. Die Schulautorität, an der das Mütchen gekühlt wurde, war ein Ersatz für die elterliche Autorität. Dieser gegenüber war das Kind auf Gehorsam eingestellt. Der Gehorsam war aber ein effekthafter. Er war diktiert durch ein starkes Schuldgefühl, das dem Oedipuskomplex entstammte. Die Entfernung aus dem Elternhause wurde in dieser Beziehung als Befreiung empfunden. Den autoritativen Ersatzpersonen gegenüber bestand noch keine schuldhafte Bindung. Dann war der Knabe ein Glied einer Masse geworden, auf die sich die Schuld verteilen konnte. Im ferneren wurde er als Held von den Mitschülern gefeiert, so daß es einen Ausgleich für die im Elternhaus als dummer Junge erlittene Kränkungen finden konnte.

So sehr man vom Standpunkt der Schulordnung diesen Lausbuben verurteilen mußte, so sehr muß ich ihn mit Rücksicht auf seine spätere Entwicklung in Schutz nehmen. Der Lausbube bedeutete für den intelligenten Knaben den ersten Schritt von der passiven Lebenshaltung und dem Verträumtsein zu einer aktiven und bejahenden Lebenseinstellung. Er wurde ein tüchtiger Mensch. In seinem Entwicklungsgang, der ihn stark vom Elternhaus entfernte, bewirkten die infantilen Bindungen Störungen, und diese führten ihn in die Analyse. Da wurde ihm in der Uebertragungssituation die Geschichte des in ihm steckenden Lausbuben klar; wenn die Psychologie des Lausbuben seinen Lehrern verständlich gewesen wäre, so hätten sie weniger unter ihm zu leiden gehabt, weil sie pädagogisch mit ihm hätten fertig werden können.

(Mit besonderer Genehmigung des Verlages der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik dem Heft I des II. Jahrgangs der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik entnommen.)

Aus aller Welt.

Uraufführung in Chemnitz. „Die Liebeslist“, Ballettpantomime von Alex. Glazounow, erlebte an den Städtischen Bühnen Chemnitz (Generalintendant Richard Tauber), in der Inszenierung von Dr. Claus und D. Koch, sowie unter der choreographischen Leitung Ballettmeisters Ferry Dworaks, ihre sehr erfolgreiche Uraufführung in Deutschland.

Jazzmusik und Herzkrankheit. Amerikanischen Zeitungen zufolge hat der bekannte amerikanische Nervenarzt Ely Jelliffe an der psychologischen Abteilung der Neuyorker Akademie der Wissenschaften einen Vortrag gehalten, in dem er einen Zusammenhang zwischen Jazzmusik und Herzkrankheiten nachwies. Die Jazzkomponisten, so führte der Nervenarzt aus, geben unbewußt in ihrer Musik den Rhythmus ihres eigenen erkrankten Herzens wieder. Der Gelehrte hat eine Reihe von Beispielen angeführt, an Hand derer er nachwies, daß mehrere von ihm untersuchte moderne Musiker an einem Herzfehler litten, die sie zum Teil schon ererbt hatten.

Austernzucht auf Bäumen. Für die Austernzucht ist es von größter Wichtigkeit, daß die von den Austern abgelegten Eier an ruhigen Brutstellen zur Entwicklung gelangen können. Man hat daher an den Küsten von Long-Island den Versuch gemacht, an geeigneten Stellen in tieferem Wasser Bäume und Buschwerk zu versenken, damit sich die Austernbrut an ihnen festsetzen und gesichert vor äußeren Störungen entwickeln kann. Das Büro für Fischerei in den Vereinigten Staaten, von dem diese Versuche angeregt wurden, hofft, daß durch die „Austernbäume“, die den jungen Austern, welche im freien Wasser von zahlreichen tierischen Feinden bedroht sind, sichere Entwicklungsmöglichkeiten bieten, die Austernzucht stark gefördert werden kann.

Fröhliche Ecke.

Nicht verkäuflich. Ein Amerikaner besuchte in Berlin mit seinen zwei Sprößlingen den Zoologischen Garten. Nachdem er dort einige Stunden verbracht hatte, wandte er sich an einen der Wärter und sagte: „Ick wunschen su sprecken mit Ihre Direktor, weil ick ein busineß habe!“

„Wat woll's Se denn von dem?“ fragte der Wärter.

„O, ick liebe Ihre kleine Ausstellung, und ick will kaufen Ihrem Zoo für meine Kinder!“

„Det jeht nich!“ meinte der Wärter, „aber vielleicht können Se Ihre Kinner an unseren Zoo verkaufen, det wäre doch en jutes Jeschäft.“

Verschnappt. Meier war sehr stolz auf seinen Sohn und Erben. Gern zeigte er ihn seinen Freunden. „Nun, lieber Müller,“ sagte er zu einem Bekannten, „was halten Sie von meinem Jungen? Famoser Kerl, was?“

„Hm, — ja,“ meinte Müller.

„Glauben Sie, daß er mir ähnlich ist?“

„Hm — ja — lieber Meier. Ich — um die Wahrheit zu sagen — ich glaube, das ist der Fall.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter **Robert Styra**, Poznań.